

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1993)

Artikel: Auf dem Weg zur Metropole Berlin : der Prozess ist wichtig aber das Ergebnis zählt
Autor: Kleihues, Josef Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Josef Paul Kleihues

Auf dem Weg zur Metropole Berlin.

Der Prozeß ist wichtig, aber das Ergebnis zählt

„Aber dadurch eben, daß die Geschichte fortgesetzt werden soll, ist sehr zu überlegen, welches Neue, und wie dies in den vorhandenen Kreis eintreten soll.“

Karl Friedrich Schinkel

Der verständlichen Euphorie über die Wiedervereinigung unseres Landes ist verständlicherweise ein gewisses Maß an Ernüchterung gefolgt. Wie nach einer durchzechten Nacht war auch hier nichts anderes zu erwarten. Weniger verständlich aber ist das Maß an Unzufriedenheit und Nörgelei darüber, daß die historische Stunde nicht gleich alles ins Lot gebracht hat. Daß diese Stunde vielmehr andauert und sich logischerweise zu einem länger dauernden Prozeß entwickelt, der mehr Arbeit und Opferbereitschaft fordert, als viele wahrhaben oder gar leisten wollen.

Das Frohlocken der ersten Stunde und das Klagen danach haben wenig dazu beigetragen, sich der neuen Situation rational, zugleich aber mutig und nicht zuletzt mit einem gebotenen Maß an Bescheidenheit zu stellen: im Großen wie im Kleinen.

Es wird zwar allenthalben diskutiert und organisiert. Wie am laufenden Band werden Gutachten und Wettbewerbe durchgeführt, wechseln Grundstücke den Besitzer und werden Planungsaufträge vergeben. In der Friedrichstraße wurden erste Bauschilder aufgestellt und mittlerweile der Abriß der letzten, bis zur Rohbaureife gelangten Vorzeigebauten vollzogen, jener Relikte einer ehemals anders gemeinten Hauptstadt. Aktivitäten also überall: und das ist gut so! Aber wo ist die große Linie, das übergeordnete Ziel zu erkennen? Wer sagt etwas über den spezifischen Charakter Berlins, wer wacht über die städtebauliche Identität seiner verschiedenen Orte?

Und wer schließlich kontrolliert die Qualität der Architektur? Wer trennt bei der seit Schinkel in keiner anderen europäischen Stadt stärker gepflegten Individualität des einzelnen Hauses die Spreu vom Weizen, die anmaßende „Originalitätswuth“ vom seriösen Experiment? Wer kontrolliert schließlich die angemessene Integration von Architektur als Baustein im Körper der Stadt?

Es ist ganz unstrittig, daß viele dieser Fragen im Verlauf einzelner Planungsprozesse beantwortet und sachgemäß entschieden werden können. Aber zu viele Planungsvorhaben und größere Einzelprojekte, welche Berlin als Ganzes berühren, werden auf bezirklicher Ebene entschieden. Nicht selten befinden bunt zusammengewürfelte Gremien

über größere Bauvorhaben. Dann triumphiert der Geschmack auf kleinstem gemeinsamen Nenner, oder die sachliche Entscheidung wird zum Opfer parteipolitischer Profilierung.

Es wäre Euphemismus, den Auseinandersetzungen auf Senatsebene oder in einer großen Koalition sachbezogene Argumentation zu unterstellen. Parteipolitik ist nunmal der Motor politischer Willensbildung. Aber zum politischen Geschäft gehört es eben auch, die Richtlinien der Politik klar und verständlich zu formulieren, und die *Richtlinien* der städtebaulichen und architektonischen Entwicklung Berlins als Metropole und Regierungssitz.

Zuständig für die Entwicklung der Stadt als organischen Ganzen ist die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz. In seiner Funktion als zuständiger Senator nimmt Volker Hassemer seine Interessen auf dem Gebiet der Stadtplanung mit besonderem Engagement wahr. Dabei ist er seiner Überzeugung treu geblieben, nämlich dem Weg der Ideen- und Entscheidungsfindung durch Gespräche.

Auf dem von ihm bereits im Frühjahr 1991 ins Leben gerufenen Stadtforum schenkt er seriösen und bizarren Argumenten sein nimmermüdes Ohr. Laien und Fachleute kommen hier zu Wort. Freund und Feind werden hier zu friedlichem Schlagabtausch verführt. Die sorgfältig zusammengestellten Statements und Protokolle sind Dokumente einer Leidenschaft, welche den Prozeß anscheinend höher bewertet als das Ergebnis.

Es ist eine Art „neuzeitlicher Mediumismus“, welcher offenbar zu einer Übereinstimmung führen soll, die mehr bedeutet als die Herbeiführung von Kompromissen. Aber gerade das dürfte im Bereich der Stadtplanung, wo die Partikularinteressen ganz unverhüllt aufeinanderstoßen, ein kühner Traum bleiben. Die Definition eines Richtlinienkatalogs für die städtebauliche Entwicklung Berlins ist wohl eher Klausurarbeit, zumal es um eine Art metatheoretisches Modell geht, welches das architektonische Einzelprojekt einbezieht.

Schinkels Mahnung „sehr zu überlegen, welches Neue, und wie dies in den vorhandenen Kreis eintreten soll“, kann angesichts der in den kommenden zehn bis fünfzehn Jahren zu erfüllenden Aufgaben gar nicht ernst genug genommen werden. Zu Schinkels Zeiten konnte dieser Satz ganz sicher mutiger ausgesprochen werden als nach den inzwischen geschichtlichen, aber unendlich schmerzhaften Verbrechen nationalsozialistischer und kommunistischer Diktaturen.

Die Forderung Schinkels bleibt dennoch gültig, und ihr kommt, über die allgemeinpolitische Dimension hinaus, gerade heute besondere Bedeutung zu für die architektonische und städtebauliche Entwicklung unserer Stadt.

Gewiß keine leichte, aber doch eine der vornehmsten Aufgaben politischer Verantwortung wäre es spätestens nach der letzten Wahl und der Bildung einer großen Koalition gewesen, hier Zeichen zu setzen, Ideen zu entwickeln, klare Ziele und Programme zu formulieren. Es ist zwar von Programmen die Rede, aber im politischen Alltag verliert manche gute Initiative bald an Profil.

Die Zeichen der Zeit verlangen unpopuläre Entscheidungen. Die Neigung heute geht eher in die Richtung, das Entstehen einer Sache im demokratischen Prozeß zu beobachten, als einem definierten Anspruch Geltung zu verschaffen. Gemeinsame Nenner werden höher bewertet als das überzeugende Argument. Wer jedoch aus demokratischer Feinfühligkeit meint, daß die Verfechtung anspruchsvoller Theorien als Basis des Planens und Bauens unzeitgemäß sei, der erkennt, daß selbst die Apologeten einer multikulturellen Gesellschaft auf die Wahrung verschiedenartiger kultureller Identitäten angewiesen sind. Deshalb hat Italo Calvino recht, daß nur *die* Stadt fortzuexistieren vermag, die die Kraft besitzt, sich den ständig wechselnden Wünschen zu widersetzen.

Ein theoretisch formulierter Anspruch für die Gestaltung Berlins darf daher perspektivisch gerade weit genug gefächert sein, um auf die Differenziertheit der Geschichte und der Orte Berlins antworten zu können, um die es geht. Was läge näher, als ein solches Theoriegebäude an eben dem Geist und den geschichtlichen Beispielen zu orientieren, die für die bessere Seite Berlins und Preußens stehen: die Zeit der Aufklärung und des Humanismus und die der zwanziger Jahre.

Man möchte von einer Übereinstimmung der Zeit mit sich selbst sprechen, die etwa mit dem Tod Friedrichs des Großen (1786) begann und bis zum Tod Schinkels (1841) oder – wer es politisch deuten will – bis etwa 1848 reichte: eine Zeit, in welcher die Tendenzen des Rationalismus durch die Dimension der Poesie und ein metaphysisch überhöhtes Idealbild von Natur und Welt spielerisch relativiert wurden. Es war die Zeit, in der Preußen und Berlin jene spezifische Qualität entdeckten, die ihren Reichtum in intellektueller und künstlerischer Innovation offenbart. Dies gilt im übertragenen Sinn auch für das intellektuelle und künstlerische

Engagement, welches in dem Zeitraum von 1918 bis 1933 zumal in Berlin jene dramatischen Veränderungen für Architektur und Städtebau bewirkt hat. Gerade die radikalsten, stark rationalistisch orientierten Stadt- und Architektorentwürfe jener Zeit haben uns dahingehend belehrt, daß eine erfolgreiche Entwicklung von Stadt nicht nur kontradiktorisch zu ihrer Geschichte verlaufen kann.

Denn die Moderne ist ein Stück unserer Lebens- und Kulturgeschichte, und eben darauf müßte sich ein Konzept von Geschichtlichkeit gründen lassen, welches nicht nur die komplex und widersprüchliche organisierte Überlieferung, sondern gleichermaßen den modernen Protest gegen die Tradition bewußt hält, also ein Konzept, welches gegenüber der sogenannten klassischen Moderne auf differenzierteren Anspruch Wert legt.

Denn die Moderne der zwanziger Jahre war angetreten, die Festen autoritativer Konventionen in einer eigentümlichen Dialektik der Aufklärung zu schleifen. Sie träumte von einer Einheit, allerdings aus einer neuen, zur Geschichte kontradiktorischen Überzeugung in Fortschritt und Technik, die sich in der Idee eines internationalen Stils Ausdruck verschaffen sollte.

Diese, heute bereits als klassisch bezeichnete Moderne, die sich anders als die Ansprüche Gillys oder Schinkels in kompromißlose Frontstellung gegen den Historismus brachte, hat den Dialog mit der Geschichte der Stadt eher verweigert. Es ist kein Zufall, sondern geradezu kausalmechanische Folge dieser einfach negativen Stellung, die die Moderne gegen die Tradition bezogen hat, daß sie ihre Kategorien zum überwiegenden Teil in objektivierbaren Erfahrungsgegebenheiten suchte.

Die einfache Negativität dieses von Aldo Rossi so genannten „naiven Funktionalismus“ verbleibt hinsichtlich der Möglichkeit von Emanzipation im beschränkten Arbeitsrahmen der Abwehr. Beschränkt, weil der Mechanismus der Abwehr, um sich aufzubauen und zu unterhalten, eines Feindbilds und einer Front bedarf, die ein anderes definiert, das es zu vernichten gilt und das dennoch nicht vernichtet werden darf, wenn er sich nicht selbst in Frage stellen und, mehr noch, von sich selbst befreien will. Als Reaktion auf die weitgehend überwundenen Tendenzen des Postmodernismus und Neohistorismus der siebziger und achtziger Jahre sind die derzeit virulenten Übungen in dekonstruktivistischen Modellen dieser Art „Mechanismus der Abwehr“ vergleichbar.

Die latente, unreflektierte Abhängigkeit von der Tradition, in der die Moderne der zwanziger Jahre verblieben ist, wo sie ihre vehementen Kämpfe gegen die Überlieferung durchgefochten hat, ist der Zauber, der über dieser klassischen Moderne liegt, und bietet zugleich den Angriffspunkt, auf den das oft unkontrolliert gebrauchte Argument der „Entzauberung unserer Welt durch Aufklärung“ zielt.

Daher der von mir während der Arbeit für die Neubaugebiete der Internationale Bauausstellung eingeführte Arbeitstitel einer „Kritischen Rekonstruktion der Stadt“, der den Dialog erlaubt zwischen Tradition und Moderne: nicht die mutwillige Kontradiktion der Moderne gegen das, was war, denn das wäre viel zu einfach gewesen, aber doch die deutlich ausgesprochene Bereitschaft zum Experiment. Die darin zum Ausdruck gebrachte Toleranz gegenüber verschiedenartigen Architekturen war damals unverzichtbar. Das sollte auch heute nicht anders sein, aber es wurden seit der Vereinigung nur wenige Einzelprojekte entwickelt, welche Respekt verdienen. Es sind aber auch andere Tendenzen feststellbar, welche zu der Überzeugung führen, daß weniger Toleranz und genauer formulierte Ansprüche der bessere Weg sind, um Berlin (im Sinne von Italo Calvino) vor zu vielen Wünschen zu bewahren. Vielleicht ist daher menotaxische Strategie für einige Jahre besser als die der Kritischen Rekonstruktion.

Eben hier setzt die unverzichtbare Diktion städtebaulicher Detailarbeit an. Und die Arbeitsteilung, die der Bausenator mit seinem Senatsbaudirektor vereinbart hat, ist hierfür eine gute Voraussetzung.

Stimmanns Ziel, und das seiner Mitstreiterin, Frau Luther, ist die Rekonstruktion der Stadt: erhalten, erneuern, behutsam ergänzen. Dies ist eine Art städtebaulicher Menotaxi (gr. ménon = bleibend und taxis = Ordnung), also einer konstanten Ordnung von Stadt, welche auf dem Gleichgewicht seiner Teile basiert und kraft dieser eigenen Ordnung sich gleichbleibend zu verändern vermag. Dies ist letztendlich immanenter Anspruch auch der Kritischen Rekonstruktion, aber restriktiver und für einen Kurzzeitraum und in bestimmten Stadtbereichen vielleicht sogar richtiger: zum Beispiel in der Friedrichstadt.

Aber selbst dieser restriktivere Schritt setzt keineswegs voraus, daß alles erhalten wird, nur weil es noch existiert, sondern verlangt nach Entscheidung im Einzelfall. Daß Stimmann mit seiner Architekturwerkstatt andernorts in Berlin den Rahmen der kritischen Rekonstruktion voller

ausschreitet, ist begüßenswert, denn letztendlich geht es um einen Weg, der nicht nach Auflösung unterschiedlicher oder gegensätzlicher Interessen in einer höheren Einheit strebt, sondern um die Bewältigung eines scheinbaren Widerspruchs, nämlich um die Gewährung und Unterstützung einer möglichst freien (in gewisser Weise autonomen) Entfaltungsmöglichkeit der einzelnen Elemente der Stadt (Haus, Block, Straße, Platz), aber immer auch um deren Einbindung in erkennbare, in Hinblick auf die Geschichte und den Genius des Ortes wiedererkennbare Ordnung. Kritik (kritiké) steht als Herausforderung, zu urteilen, zu wägen, zu werten gegen jedwedes Belieben oder dogmatische Verführung. Kritik steht schließlich ein für den krisenbewußten wie gleichzeitig lebensbejahenden Anspruch der Moderne.

Modernität als das erlebte Bewußtsein von Geschichte und das gelebte Bewußtsein der Krise entzieht sich jener Eindeutigkeit und Ausschließlichkeit, welche die klassische Moderne noch ganz für sich beansprucht hat.

Modernität heute ist das gelebte Bewußtsein der Krise. Keinesfalls läßt sich der Verfall des klassischen Glaubens an ein universales Regulativ als vorübergehendes politisches Symptom deuten. Die Moderne hat die Krise gelebt und gedacht. Von der Verpflichtung, uns ihrer Arbeit und ihrer Trauer auszusetzen, können wir uns nicht entbinden.

Die Versuchung ist groß, aus dem Bewußtsein der Krise in „heile Welt“ klassizistischer oder historischer Ordnung zurückzuflüchten oder sich auf der fanatischen Suche nach „neuen Kreationen“ interessant zu machen.

Wenn Berlin wieder Berlin werden soll, müssen einige Entscheidungen der letzten Monate revidiert oder zumindest korrigiert werden.

Es geht endlich darum, Berlin wiederzuentdecken als eine Stadt, die seit der Aufklärung, seit Gilly und Schinkel, die Idee verfolgt, in konstruktiver Opposition zur klassischen Einheit im Großen die virulente Einzigartigkeit der Teile zu setzen: ein lebendigeres Ganzes im Gegensatz zu prästabiliert Harmonie. Mit dem Tag der Vereinigung Berlins sollte dieses Thema erweiterte Bedeutung und Chance erfahren, das das Experiment erlaubt, den beliebigen Umgang mit Architektur und Stadt jedoch verbietet.

(*Der Tagesspiegel, Berlin, 27. September 1992*)